

# Der Empfang der Wellen

*Erzählt von Eesha Sardesai*

Leher saß am Wasser und beobachtete die ans Ufer rollenden Wellen. Hatten sie einmal den Strand erreicht, waren sie bereits klein und verursachten kaum mehr als ein Kräuseln an der Oberfläche. Doch draußen in der in der blauen Weite waren sie größer, mächtiger. Leher schloss die Augen und stellte sich diese großen Wellen in der Ferne vor – wie sie aufwallten und wogten und bis zum Himmel hinauf aufspritzen.

Leher atmete aus. Sie war eine Tänzerin und übte ihre Kunst mit großer Erfahrung und Intuition aus. Wenn sie allein war oder wenn nur sie und ihre Lehrerin da waren, schienen ihrem Können keine Grenzen gesetzt zu sein. Sie wirbelte dann durch den Raum und verschmolz mit jeder Melodie, die in ihrem Inneren erklang. In ihren Bewegungen fand sich eine sich in einem fort verändernde Balance – zwischen Stärke und Zartheit, zwischen roher Kraft und erlesener Grazie.

Doch wenn sie auf die Bühne kam und vor zehn oder zwanzig oder – sie schauderte bei dem Gedanken – *Hundertern* von Leuten auftrat, veränderte sich etwas. Plötzlich wurde ihr bewusst, dass alle Augen auf sie gerichtet waren. Sie stellte sich dann vor, was sie wohl von ihr dachten; sie erfand Geschichten darüber, was sie wohl fühlten, wenn sie sie so ganz allein auf der riesigen, gähnend leeren Bühne sahen. Ihr prüfender Blick lastete wie ein Gewicht auf ihr, und die Schwere drückte ihr auf Schultern, Hände und Füße. Und wenn sie dann diese Füße zum Tanzen hob, gelang keine einzige der geprobtten Bewegungen. Die Rhythmen, die ihr sonst aus den Schwingungen aller Teilchen der Atmosphäre zur Verfügung standen, waren plötzlich außer Reichweite. Einfach verschwunden – so als hätten sie sich in Luft aufgelöst.

Das Wasser schwappte ans Ufer. Hier, in dieser von der Welt abgeschiedenen Küstenregion, in der sie lebte, hatte der Sand durch die Überreste von Korallen, die sich in viele Muschelschalen und Gesteine hineingerieben hatten, eine rosa Farbe angenommen.

In diesem Augenblick erklang eine Stimme hinter ihr.

„Leher? Bist du das?“

Leher wandte sich um und sah ihre Lehrerin auf sich zukommen. Diese Lehrerin war eine Frau von außergewöhnlicher Eleganz und Würde, von hoch aufgerichteter und königlicher Statur und einem Gang, der fließend wie Wasser war.

„Woran denkst du?“, fragte die Lehrerin, als sie näherkam.

Leher seufzte.

„Ich kann das nicht“, sagte sie. „Ich kann nicht vor Leuten tanzen. Allmählich glaube ich, dass ich das nie können werde.“

„Warum glaubst du das?“, fragte die Lehrerin.

„Weil mir das immer und *immer wieder* passiert“, sagte Leher. „Jedes Mal, wenn ich zum Tanzen auf die Bühne komme, verliere ich meinen Halt. Ich vergesse meine Schritte.“

Ihre Lehrerin blickte aufs Wasser hinaus.

„Ist es das, was du vergisst?“, sagte sie ruhig. „Deine Schritte?“

Die Lehrerin wandte sich wieder Leher zu und sah den verwirrten Ausdruck in ihrem Gesicht. „Anstatt deine Aufmerksamkeit darauf zu richten, was schief geht“, sagte die Lehrerin, „solltest du sie... auf etwas anderes richten.“

„Etwas anderes?“, wiederholte Leher. „Aber – worauf? Ich kann an nichts anderes denken als daran, wie nervös ich auf der Bühne werde.“

„Du heißt Leher“, sagte die Lehrerin. „Was bedeutet dein Name?“

„Er bedeutet ... *Welle*“, antwortete Leher. „Wie die großen Wellen draußen im Meer.“

„Ja“, sagte die Lehrerin. „Die großen Wellen. Warum versuchst du nicht, über sie nachzudenken?“ Sie legte Leher die Hand auf die Schulter und ging.

Leher dachte darüber nach, was ihre Lehrerin gerade gesagt hatte.

*Mein Name, dachte sie. Die Wellen. Die großen Wellen.*

Sie schloss die Augen und überließ sich dem vertrauten, tröstenden Fluss ihres Atems. Sie bemerkte, wie sich sein Rhythmus allmählich auf das Heben und Senken und sanfte Brechen der Wellen abstimmte. *Ich bin die Wellen, dachte sie. Die großen Wellen.*

Leher begann, diese Worte still für sich zu wiederholen. *Ich bin die Wellen, ich bin die Wellen, ich bin die großen Wellen.* Gelegentlich schweifte ihr Geist ab, und das Bild der Bühne tauchte wieder auf. Oder sie erinnerte sich an das Gefühl, von allen Augen angestarrt zu werden, und ihre Haut begann zu kribbeln, wie unter Strom, um ihr zu sagen, dass das – dass *sie* – nicht sicher war. In diesen Augenblicken besann sie sich auf ihren Atem. Sie kehrte zum Namen, zu ihrem Namen, zurück.

*Ich bin die Wellen. Ich bin die großen Wellen.*

Allmählich begann sie die Wellen vor ihrem inneren Auge zu sehen, zuerst als Kräuselung und dann als Wogen. Sie waren groß und mächtig und auch spielerisch, das Wasser hatte Freude an jeder Verkringelung, an jedem sich Überschlagen auf seinem Weg in Richtung Ufer.

Immer weiter rollte das Wasser auf den korallenfarbenen Strand in Lehers Geist zu – bis die großen Wellen sie schließlich und unausweichlich erreichten. Sie holten sie mit Wohlwollen und Wildheit ein, reinigten ihr Wesen, besänftigten ihre Seele, wuschen ab, was sich an Staub aus vielen Leben dort abgelagert hatte – sei es durch Wendungen des Schicksals oder durch hartnäckiges Festhalten an Mustern.

Auch die große Liebe holte sie ein – und zum ersten Mal ließ sie es zu. Eine Welle der Liebe nach der anderen überrollte sie, die Kämme im Sonnenlicht glitzernd, mit jeweils ganzen Welten darunter. Sie waren wie ein Wiegenlied, diese Wellen, und wogten im Einklang mit ihrem Atem. Ihr Geist war ruhig. Ihr Herz – sie konnte es fühlen! Es leuchtete groß und hell in ihrer Brust, und jeder Schlag schickte Kaskaden von Wärme durch ihr Wesen. Wie hatte ihr das vorher entgehen können?

Und in diesem Raum jenseits des Raums, in dieser Zeit außerhalb der Zeit musste sie nichts beweisen. Sie musste nichts sein. Sie brauchte keine Geschichte außer ihrer eigenen, derjenigen, die sie gerade erlebte, in eben diesem Augenblick. Da gab es nur sie und dieses endlose Wasser, und sie *war* dieses endlose Wasser. Sie war es, sie war Das, sie war die flüssige Sonne.

Leher öffnete die Augen. Sie erhob sich, und ihr Körper schwebte vor ihr her und gehorchte ihr doch vollkommen. Es war fast an der Zeit.

Sie begab sich rasch zum Tanzsaal und ging zur Bühne. Menschen – ihr Publikum – hatten sich versammelt, denn auch sie wussten, dass es an der Zeit war.

Als Leher auf die Bühne blickte, sah sie nichts als Licht. Es schien von oben herab, es strahlte von unten her, es funkelte überall. Leher band ihr Haar nach hinten und streifte ihre Fußkettchen für den Tanz über. Sie atmete tief ein, und sprang – ohne Zögern, ohne Hemmungen, mit dem schwer erkämpften Verständnis dessen, wofür sie bestimmt war und was für sie bestimmt war – ins Licht. Irgendwo, im Himmel, wie es schien, begann Musik zu spielen.

Lehers Arme schwangen sich in fließenden Bewegungen über ihren Kopf. Ihre Handflächen bogen sich grazil nach außen, nach innen und erneut nach außen. Ihre Füße schwebten über den Boden. Das Rauschen des Wassers klang noch in ihren Ohren, die Wellen der Liebe brachen sich noch in ihrem Inneren – und sie tanzte.



© 2019 SYDA Foundation®. Alle Rechte vorbehalten.

Die Inspiration für diese Geschichte stammt aus einem klassischen Koan aus der Tradition des Zen-Buddhismus.